

Ocke Aukes lebt auf Borkum. Sie vermietet Ferienwohnungen, ist geschäftsführende Gesellschafterin einer Urlaubsunterkunftsvermittlung und schreibt Kriminalromane. Bisher veröffentlicht: zehn Romane und diverse Kurzgeschichten. Mehrere ihrer plattdeutschen Geschichten wurden prämiert.

OCKE AUKES

# Friesenrebellion

HISTORISCHER ROMAN

Dieses Buch ist ein Roman. Handlungen und Personen sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen sind nicht gewollt und rein zufällig.

emons:

### **Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek**

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



© Emons Verlag GmbH  
Alle Rechte vorbehalten  
Umschlagmotive: [shutterstock.com/GO](http://shutterstock.com/GO) BANANAS DESIGN STUDIO,  
[shutterstock.com/Ase](http://shutterstock.com/Ase)  
Umschlaggestaltung: Nina Schäfer  
Gestaltung Innenteil: César Satz & Grafik GmbH, Köln  
Lektorat: Marit Obsen  
Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck  
Printed in Germany 2015  
ISBN 978-3-95451-651-3  
Historischer Roman  
Originalausgabe

Unser Newsletter informiert Sie  
regelmäßig über Neues von emons:  
Kostenlos bestellen unter  
[www.emons-verlag.de](http://www.emons-verlag.de)

## **PROLOG**

*April 1811 in England*

»Es ist Martens Idee, aber wenn du klug bist und hier nicht verrecken willst, machst du mit.«

Keno zuckte unschlüssig mit den Schultern, und Adrian lehnte sich seufzend zurück. Er selbst hatte sich sofort mit Martens Plan anfreunden können, obwohl kaum zu glauben war, dass die Briten ihnen dabei helfen würden. Bald ebenso unglaublich wie die Tatsache, dass in einem der größten Häfen Englands drei Menschen aufeinandertrafen, die alle aus demselben kleinen Ort stammten, der noch dazu viele hundert Kilometer entfernt lag.

»Keno, wenn du deine Familie wiedersehen willst, solltest du mitmachen«, drängte Marten. »Zugegeben, es ist gefährlich. Sogar unsere Familien könnten dabei draufgehen. Schon klar, das wird kein Zuckerschlecken.«

»Ich tu alles, was ihr sagt.«

»Nein, Keno, du musst es selbst wollen. Tu es nicht für uns, sondern für dich. Wir schaffen es auch allein, du kannst in England bleiben, wenn du willst.«

»Ihr geht ohne mich?« Panik klang in Kenos Stimme mit.

»Geht es schief, wartet die Todesstrafe auf uns«, gab Adrian zu bedenken.

»Ich möchte nach Hause.« Keno wirkte wie ein Jammerlappen, nicht wie ein erwachsener Mann, der seit mehreren Jahren zur See fuhr. Doch jetzt schien er über sich hinauszuwachsen, zumindest in der Theorie. »Ich habe das Militär beim Franzosen überlebt, dann kann ich das auch.«

»Dann ist es abgemacht«, sagte Marten und schaute sich um, ob jemand ihr Gespräch belauschte. Auch wenn sie in einer britischen Kneipe ihr Bier tranken, wusste man nie, ob nicht jemand in der Nähe saß, der eine Mischung aus Niederländisch und Plattdeutsch verstand.

»Es war Gott, der uns zusammenbrachte«, flüsterte Keno.

Noch vor Monaten hätte Adrian wegen seiner nervtötenden Gläubigkeit die Augen verdreht, heute nickte er.

»Erzählt mal«, lenkte Marten von ihrem Vorhaben ab. »Was verschlägt euch nach England?«

Adrian ließ Keno die Geschichte erzählen und widmete sich lieber seinem Bier. Seine Kehle war wie ausgedörrt.

»Im März wurde der französische Lugger, auf dem wir dienten, von den Briten aufgebracht. Sie haben uns die Masten weggeschossen und geentert. Du kennst das, danach hat man die Wahl: Gefängnis oder die britische Marine. Ich habe mich fürs Seefahren entschieden. Wenn man mich einsperrt, werde ich verrückt. Adrian war derselben Meinung. Sie sind eigentlich ganz annehmlich, die Briten, schon allein wegen der Sprache. Und wir haben den gleichen Status, als hätten wir uns freiwillig verpflichtet. Trotzdem will ich nach Hause.« Keno langte über den Tisch der Hafenschenke und drückte Martens Hand. »Dass du hier bist, kann ich kaum glauben. Hier in England ein vertrautes Gesicht zu sehen, ist wie ein Wunder.«

Das mit dem Wunder wiederholte er mehrmals.

»Lass meine Hand los, die anderen schauen schon.«

»Sollen sie doch. Die denken, wir sind Holländer. Und die halten sie hier sowieso für verrückt«, sagte Adrian grinsend.

Keno ließ Martens Hand los und griff nach seinem Bierkrug. Man sah ihm an, dass er volles Vertrauen in die Freunde setzte.

»Es ist ein verwegener Plan.«

»Nicht so laut«, mahnte Adrian.

»Ich kann nicht leise denken.«

»Denken?«, foppte ihn Marten. »Du? Das kann dauern. Darin warst du noch nie der Schnellste.«

Es gab vieles, worüber Keno sich Sorgen machen könnte, doch zum Glück reichte seine Phantasie nicht weit. Eines jedoch stand für Adrian fest: Keno würde ihm sein Leben anvertrauen, schon allein deswegen, weil Adrians Vater Keno einmal gerettet hatte.

»Weißt du noch, vor drei Jahren, als ich über Bord gegangen bin? Und so lange durchhielt, bis die anderen bei mir waren?«

Adrian nickte. »Du kannst nicht schwimmen und gingst unter. Eine Hand in die Luft gestreckt, damit sie erkannten, wo du warst.«

Die Geschichte kannten sie in- und auswendig, doch sie gin-

gen bereitwillig darauf ein, denn sie lenkte von der unbekanntem Zukunft ab.

»Du bist untergegangen, hast salziges Meerwasser geschluckt, gewürgt und mit Armen und Beinen um dich geschlagen«, ergänzte Marten.

Man konnte es wohl als glücklichen Umstand bezeichnen, dass an diesem Tag kein Wind geweht hatte. Dadurch gab es kaum Wellen, und das Meer war klar. Thomas Nicolai, Adrians Vater und einer der wenigen Seeleute, die schwimmen konnten, war von seinem Boot aus ins Wasser gesprungen, untergetaucht, hatte Keno gepackt und ihn hochgezogen.

Mehrere Hände hatten Kenos schlaffen Körper an Deck gehievt, eine davon drückte kräftig auf Magen und Brustkorb, sodass er fast gleichzeitig rülpte und Luft holte und noch einmal mit dem Leben davonkam.

»Als ob sich das lohnen würde«, hatte der Strandvogt ärgerlich zu jemandem gesagt, als Keno das Bewusstsein wiedererlangte. Tadeus Ulrichs war kein Mann, den der Tod eines anderen bekümmerte. Seither stand Keno mit ihm auf Kriegsfuß.

»Wenn dein Plan aufgeht, Marten, wird sich der Vogt gehörig ärgern.« Keno lächelte selig, doch die Freude verblasste ebenso schnell, wie sie gekommen war. »Ich kann immer noch nicht schwimmen.«

»Wir werden mit einem Beiboot ausgesetzt«, beruhigte ihn Adrian.

»Da gehst du besser nicht über Bord, sonst platsch und aus ...«

»Halt den Mund, Marten. So weit wird es nicht kommen. Hab ich schon erzählt, wie ich in Napoleon Bonapartes Armee gekommen bin? Du weißt, der kleine Korse bevorzugt für seine Kriegsmarine ostfriesische Seeleute.«

Adrian nahm einen Schluck aus seinem Krug, um die Spannung zu steigern, doch Marten hörte gar nicht richtig zu. Er blickte sich um, als befürchtete er, dass gleich etwas Unangenehmes geschehen würde.

»Wie spät mag es sein?«

»Keine Ahnung, es ist aber schon dunkel«, sagte Adrian.

»Wir sollten lieber gehen.«

»Meine Geschichte interessiert dich wohl nicht?«

»Ich denke nur an die Ausgangssperre.«

»Keine Sperre«, sagte Keno. »In England darf man nach neun Uhr abends noch in Wirtshäusern sitzen. Beruhige dich und lass Adrian erzählen. Napoleon bevorzugt ostfriesische Seeleute für seine Schiffe. Erzähl, Adrian, erzähl weiter.«

»Du warst schon ein paar Wochen fort, Marten, da forderte der Kaiser vierhundert Seeleute«, sagte Arian.

»Vierhundert? Das ist unmöglich zu schaffen. Wo sollten die alle herkommen?«

»Sie haben jeden registrierten Schiffer aus den Dörfern an ein und demselben Tag nach Aurich beordert.«

»Wie kamen sie dann auf dich, Adrian? Du bist nirgends registriert.«

»Nein, ist er nicht. Willst du die Geschichte nun hören oder ständig alles besser wissen?«, maulte Keno und knallte seinen Krug auf den Eichentisch. Er war leer.

»Wartet, ich hole uns erst noch was zu trinken.«

Mit vollen Bierkrügen bahnte Marten sich kurze Zeit später den Weg von der Theke zurück zum Tisch.

Er wartete, bis Adrian getrunken und sich den Mund mit dem Ärmel abgewischt hatte. »Erzähl weiter«, sagte er dann.

»Die rekrutierten Männer zogen in großen und kleinen Gruppen nach Aurich und besuchten auf dem Weg liegende Wirtshäuser, wo sie kräftig tranken und die Stimmung gegen die Franzmänner aufheizten. Unterwegs versorgten sie sich mit Knüppeln, Besenstielen und allem, was sich als Waffe verwenden lässt. Es kam, wie es kommen musste: In Aurich angekommen, legten sie sich mit den französischen Soldaten an. Es gab Schlägereien. Einige Männer drangen bis in die Diensträume des Präfekten vor, der angeblich aufgeschreckt und voller Panik durch ein Fenster floh.«

Sie lachten, verstummten jedoch abrupt und zogen die Schultern ein, als sie merkten, dass sie die Aufmerksamkeit der anderen Gäste auf sich zogen. Mit gesenkter Stimme erzählte Adrian weiter.

»Ein Detachement französischen Militärs rückte an. Sie wollten

die Rädelsführer verhaften, aber die meisten Ostfriesen waren bereits wieder in ihre Dörfer verschwunden.«

»Warst du in den Räumen des Präfekten?« Marten klang, als wäre er selbst auch gern dabei gewesen.

»Zu dem Zeitpunkt war ich weit weg von Aurich.«

»Warum erzählst du es dann?«

»Weil es zu meiner Geschichte dazugehört, sonst verstehst du den Rest nicht. Jedenfalls, der Angriff sollte nicht ohne Folgen bleiben. Die Franzosen haben hart durchgegriffen. Um die Rädelsführer zu verhaften, machte sich ein paar Tage später eine Kompanie Soldaten auf den Weg in die Dörfer. Man sah sie schon von Weitem. Die Schuldigen flohen. Statt ihrer haben die Franzmänner kurzerhand zwei Unschuldige verhaftet und hingerichtet.«

Marten nickte, und Adrian fragte sich, was nur aus ihnen geworden war. Die Hinrichtung zweier Männer, die nichts getan hatten, wurde einfach mit einem Kopfnicken zur Kenntnis genommen. Gewalt und Tod waren ihnen allen näher als je zuvor. Noch vor wenigen Jahren hatten sie auf ihrer kleinen Insel fernab vom Festland zwar unter der Knute der Franzosen zu leiden gehabt, doch der Krieg mit all seinen Folgen war niemals so dicht an sie herangekommen wie heute.

»Wie ging es weiter?«

»Erst einmal zog Ruhe in Ostfriesland ein. Aber Napoleons Forderung bestand weiterhin. Ich war mit dem Schiff die Ems hochgekommen. In einem kleinen Ort kurz hinter Leer sollten wir eine Ladung Torf abholen, die für Borkum bestimmt war. Ich übernachtete bei einer Familie, deren Sohn ausgebildeter Schiffer war. In dieser Nacht drangen Soldaten in jedes Haus ein. Sie waren jeweils zu zweit, jagten die Bewohner aus den Betten und verhafteten und fesselten jeden Mann, der älter als zwölf war. Bei Tagesanbruch brachten sie uns in die Dorfkirche. Der Bürgermeister musste angeben, wer von uns Schiffer von Beruf war.«

»Der Bürgermeister von Leer kennt dich?«

»Klar kennt der mich. Ich bin da kein Unbekannter, ich habe ja oft genug Brennmaterial dort abgeholt.«

»Und dann haben die Franzosen dich mitgenommen.«

»Genau. Du siehst enttäuscht aus.«  
»Ich dachte nur ...«  
»Dass Vogt Ulrichs mich an die Militärs verpiffen hat?«  
Marten antwortete nicht. Er trank sein Bier aus.  
»Er bekommt seine Strafe, verlasst euch drauf«, sagte Adrian.  
»Was hast du vor?«  
»Verrate ich nicht. Ihr werdet es erleben.«

## EINS

Mit zehn Jahren war Jochum Melchers alt genug, um neben der normalen Schule am Navigationsunterricht teilzunehmen, der jedem Borkumer Jungen, der hinreichend Verstand besaß, von erfahrenen Seeleuten erteilt wurde. Ein Erfolgsrezept seit Jahrzehnten, um zu gewährleisten, dass auch in Zukunft Insulaner als Kommandeure und Kapitäne die Weltmeere befahren und Reichtum auf die Insel bringen würden.

Die Borkumer waren mit dieser Art der Früherziehung ihrer männlichen Nachkommen zu Seeleuten in der Vergangenheit immer gut gefahren. Sie diente als eine Art Garantie, um später, als erwachsene Männer, höhere Positionen auf den Schiffen der Hamburger oder Amsterdamer Reedereien zu bekleiden. Auf den Meeren zu verdienendes Geld war stets reichlich auf die Insel geflossen.

Die Weiterführung des überaus erfolgreichen Systems war in Zeiten wie diesen jedoch schwierig. Napoleons Truppen, die ihre Schlinge um die südliche Nordseeküste immer enger zogen, pfuschten ihnen ins Handwerk. Halbwüchsige mussten zum Militär, erfahrene Seeleute dienten bereits. Diejenigen, die noch zu Hause waren, um zu lehren – meistens Alte und Gebrechliche –, fanden kaum Zeit dazu, da sie ihren kargen Lebensunterhalt verdienen mussten. Jene, die lernen konnten, verweigerten dies mit der Begründung, danach von den Franzosen sofort als besonders geeignet auf ihre Schiffe gepresst zu werden.

Jochum war ein heller Kopf. Nautische Berechnungen bereiteten ihm keine Schwierigkeiten. Er kannte jedes Sternbild und konnte mit dem Kompass umgehen. Nach zwei Jahren Unterricht wusste er, wie man mit dem Zirkel vom Horizont und dem Stand der Sonne ausgehend seinen derzeitigen Längen- und Breitengrad bestimmte. Er kannte alle Seemannsknoten, konnte anhand der Masten und Segelstellung jede Schiffsart schon von Weitem erkennen und noch vieles mehr, was zu einer erfolgreichen Ausbildung zum Kapitän und Steuermann gehörte.

Er war ein kleiner, aber kräftiger Junge, der wusste, was er wollte. Jetzt war er auf dem Weg zum Unterricht, obwohl seine Mutter ihm erklärt hatte, er brauche keine seemännische Weiterbildung mehr, er wisse doch schon alles und solle besser ihr bei der Arbeit helfen. Bis vor wenigen Minuten hatte er das auch getan.

In einem Dünenental in der Nähe des Südstrandes gingen die Frauen einer Arbeit nach, die nicht nach jedermanns Geschmack war. In der Delle standen mehrere Holzpfähle halb eingegraben, zwischen denen Leinen gespannt waren. Hier, fernab vom nächsten Haus, wurden die gefangenen Rochen auf Bänder gezogen und zum Trocknen in die Sonne gehängt. Es stank fürchterlich. Viel heftiger und nach Jochums Ansicht weit ekelhafter als normaler, toter, alter Fisch. Und auch länger. Der Geruch von Ammoniak setzte sich in den Nasenlöchern fest. Er wusste, er würde den Gestank in den kommenden Stunden nicht loswerden, da konnte er noch so viel Rotz aus der Nase schnaufen.

Seine Mutter hatte glücklicherweise ein Einsehen gehabt und ihn aus der Pflicht entlassen. Sie wusste, wie sehr er diese Arbeit hasste. Wenn er ihr half, fädelt er mit angewidertem Miene die schwarzen Tiere auf, denen seine Mutter und andere Frauen vorher den Schwanzstachel abgebrochen hatten. Die Hände wurden von der Haut der Fische dunkel gefärbt, und von Zeit zu Zeit rutschte er mit dem Dorn, den er fürs Lochbohren brauchte, ab und stach sich in die Hand. So auch heute.

Rochen und Metalldorn waren auf den spärlich bewachsenen Sandboden gefallen, und für den Bruchteil einer Sekunde hatte er an der Wunde gesaugt, dann aber heftig ausgespuckt. Der bittere, tranige Geschmack mit einem Hauch von dem ekeligen Geruch, den viele auf der Insel so liebten, ließ seinen Magen krampfen. Würgend hatte er den Rochen aufgehoben und ihn in den Korb zu Füßen seiner Mutter geworfen. Da hatte sie kurz von ihrer Arbeit aufgesehen, einen Mundwinkel verzogen und gleichzeitig ein Auge zugekniffen. Das hieß, er konnte gehen.

Er war geflohen, ehe sie es sich anders überlegen konnte, die Hände weit von sich gestreckt. Schnell zum Strand. Bloß nicht den Gestank an die Hose bekommen. An der Wasserkante hatte

er seine Hände mit nassem Sand sauber geschrubbt und in den Wellen abgespült, bis er meinte, keinen üblen Geruch mehr an sich zu haben.

Auf dem Weg zum Haus von Kapitän Briese roch er wenigstens dreimal an seinen Fingerspitzen. Er war sich nicht sicher, ob der Gestank noch an ihnen haftete oder einfach nur in seiner Nase klebte.

Je näher er der Ortschaft kam, umso beschwingter wurde sein Schritt. Er hatte vor, die Nacht im Hause Briese zu verbringen. Das tat er manchmal. Jochum hielt Kapitän Briese, obwohl er bestimmt schon achtzig Jahre alt war, für einen guten Lehrer. Und der alte Herr liebte es, nach dem Unterricht mit ihm die Sternbilder zu betrachten und anschließend am Kaminfeuer abenteuerliche Geschichten aus seiner Seefahrerlaufbahn zu erzählen.

Einen Großteil der heutigen Unterrichtszeit hatte Jochum versäumt, was aber nicht weiter schlimm war. Wenn man ihn liebe, könnte er den anderen in Nautik etwas beibringen. Theoretisch, wohlgermerkt. Praktisch sah es ein wenig anders aus. Obwohl er schon zwölf war, hatte er noch keine weite Seereise machen können. Das bisschen Hin und Her zwischen Insel und Festland zählte nicht.

Aber Jochum war Optimist, seine Zeit auf den Weltmeeren würde bald kommen.

Er durchschritt mit erhobenem Haupt das Garteneingangstor und blieb mittig darunter stehen. Legte den Kopf in den Nacken und schaute nach oben zu den beiden aneinandergelehnten Knochen, die den Durchgang bildeten. Dunkle Regenwolken zogen über den Himmel und vertrieben das strahlende Blau des Nachmittages.

Dann marschierte er zwischen den beiden Walkinnladen hindurch, die wie graue, versteinerte, löchrige Baumstämme wirkten, und ging zum Haus. Es war ein typisches Gulphaus. Das Dach war nach Westen hin weit zum Boden heruntergezogen, da dies die vorherrschende Windrichtung war. Dort waren das Vieh und der Heuboden untergebracht. Der vordere Teil des Gebäudes war weiß verputzt und hatte grüne Schubfenster. Zum Öffnen wurde der untere Teil nach oben geschoben und durch ein »Stickje«

festgestellt. Passend dazu war die Haustür im gleichen Grün und Weiß gestrichen.

Der Unterricht war anscheinend zu Ende; Ole und Jens kamen ihm, über Kapitän Briese und seinen Unterricht schimpfend, entgegen. Beide waren eine Katastrophe in Mathematik. Aus ihnen wurden niemals Steuermänner, darauf würde Jochum wetten.

»Sie sollten besser Netze nähen lernen«, sagte Frau Briese. Sie stand an der Tür und legte Jochum zur Begrüßung eine Hand auf die Schulter. »Oder was meinst du?«

Beide schauten sie den Jungen hinterher, und Jochum meinte, wegen des indirekten Komplimentes von Frau Briese einen Zentimeter zu wachsen.

»Komm ins Haus, es fängt an zu regnen.«

Die ersten Tropfen fielen schon, doch sie waren noch klein und weit zerstreut. Die tiefschwarze Regenfront am Horizont versprach jedoch baldigen strömenden Regen.

»Ich mache uns Abendessen. Es gibt Taschenkrebse und frisches Brot.«

Jochum folgte Frau Briese in die Küche. Die versprochene Köstlichkeit versuchte gerade, die Ränder des Spülsteines zu erklimmen. Prachtvolle Krabbeltiere, ein jedes größer als Jochums Hand. Später landeten sie in kochendem Wasser und danach auf dem Tisch. Auf den Inhalt der Scheren verzichteten die Brieses zu seinen Gunsten. Sie wussten, er mochte das, was unter den Rückenpanzern der gekochten Krebse zu finden war, nicht.

Als sie an der Tafel saßen und mit einem Nussknacker die Panzer aufbrachen, verknipte sich das Ehepaar ein Lächeln. Denn Jochum schauderte es jedes Mal, wenn sie die fleckigen grün, braun und gelb verfärbten Eingeweide herauslöfelten. Da lobte er sich das weiße Fleisch aus den Scheren.

Nach dem Essen verbrachten sie einen schönen Abend an der Herdstelle. Sie spielten Schach, wobei Jochum die meisten Spiele gewann, während Frau Briese strickte, dann gingen sie zu Bett.

Jochum schreckte hoch. Draußen war es noch dunkel. Er hörte Gepolter und die Schreie einer Frau, vermengt mit lauten Männerstimmen, die bedrohlich klangen. Er schwang die Beine aus

dem Bett und tastete sich in Richtung des Zimmers, aus dem Geräusche zu hören waren, als würde jemand etwas umkippen, Holz zerbrechen und Porzellan kaputt schlagen.

Er spähte eben um die Türöffnung, als eine Hand ihn packte und in den Raum zerrte. Dort bekam er eine schallende Ohrfeige, die ihn zu Boden warf. In dem funzeligen Licht einer Tranlampe konnte er Kapitän Briese erkennen, der von einem Mann mit Gewehr und aufgesetztem Bajonett bedroht wurde. Ein anderer Mann zog wütend seinen Säbel und fuchtelte damit wild vor Frau Brieses Nase herum. Seinen Worten und Gesten konnte Jochum entnehmen, dass es den Eindringlingen wohl nicht schnell genug ging, wie das Ehepaar Briese das erloschene Feuer entfachte.

Durch den strömenden Regen war die Glut in der »Rakel-dobbe«, eine gemauerte Grube unter der Herdstelle, in welcher des Abends vor dem Zubettgehen die Glut unter die Asche gelegt wurde, um am Morgen glühende Kohlen zu haben, vollständig ausgegnet worden. Es musste erst ein Feuerstein mit Feuerschlag und Zundertorf zur Hand genommen werden, um Feuer in den Zunder zu schlagen. Dann konnte mit einem Schwefelholz der Herd angefeuert werden.

Die Eindringlinge gehörten zu einer französischen Patrouille und hatten offensichtlich ein wenig zu viel getrunken. Nun verspürten sie Hunger, und die Bewohner dieses Hauses sollten sie beköstigen.

Kapitän Briese schlug kräftig den Feuerstein, doch wie es eben so ist: Wenn man bedroht wird, gehen selbst alltägliche Tätigkeiten, die einem sonst von der Hand flutschen, gern mal daneben. Einer der Franzosen stieß Kapitän Briese beiseite und wies Jochum an, den Zundertorf anzufachen. Als ihm das auch nicht schnell genug ging, versetzte er dem Jungen mit dem Gewehrkolben einen heftigen Schlag in den Magen.

Solche Schmerzen musste er noch nie ertragen. Er krümmte sich auf dem Boden und meinte, würgen zu müssen. Dann wurde er ohnmächtig.

Als er wieder erwachte, hatte sich sein Leben verändert. Von dem Schlag in die Magengrube würde er sich gesundheitlich sein Lebtag nicht mehr erholen.

Sein Traum vom Befahren der Weltmeere war dahin.

Zwei Jahre später lebte Jochum allein. Seine Mutter war gestorben, die Brieses nach Amsterdam zu ihrer Tochter gezogen und sein Elternhaus von den Franzosen beschlagnahmt. Es war schwierig, den Lebensunterhalt zu bestreiten. Doch das machte Jochum kaum etwas aus. Im Gegensatz zu den alten Einwohnern kannte er es nicht anders. Er war in Armut aufgewachsen und wusste vom vergangenen Reichtum der Insel nur aus Erzählungen. Anhand der übrig gebliebenen Möbel, Ölgemälde und Kleidung seiner Nachbarn konnte er sich annähernd vorstellen, wie es wäre, sich um das nächste Essen keine Gedanken machen zu müssen. Doch für ihn gab es etwas, was erstrebenswerter war als jeder Reichtum: die Freiheit. Er hätte niemals gedacht, dass er irgendwann als Pulverjunge für die Franzosen arbeiten würde, um sie zu erreichen. Aber auch das war nicht wichtig. Denn eines wusste Jochum ganz bestimmt: Er würde die Stellung zu nutzen wissen.

Man schrieb den 14. August, es waren die letzten richtig heißen Tage des Sommers 1811. Napoleons Seeblockade hielt Europa in der Zange. Die Franzosen versuchten, die Küstenbewohner Ostfrieslands am Schmuggeln zu hindern, doch es gelang ihnen selten. Am schwersten beizukommen war den Insulanern. Sie kannten das Meer und die Wattengebiete wie sich selbst.

Das Meer hatte noch die Dünung vom Wind der vergangenen Tage. Inzwischen war er jedoch eingeschlafen, und die Segel der Schaluppe hingen schlaff herunter. Sanft bewegten sie sich im Takt der seichten Wellen des Meeres hin und her. Die »Neptunus« schaukelte auf der See, an ein zielgerichtetes Lenken mit dem Ruder war nicht zu denken. Allein die Strömung sorgte dafür, dass sie von der Stelle kamen. Sie zog das Schiff in Richtung Süden.

Es war auflaufend Wasser. Die Männer wussten, die Flut dauerte noch vier Stunden. Vielleicht hatten sie Glück und sie trieben in dieser Zeit bis in die Nähe des Nordstrandes ihrer Heimatinsel. Sie saßen an Deck, blinzelten in die Nachmittagssonne und dösten vor sich hin. Zu tun gab es nichts, sie konnten nur warten.

Jan Pieter Freriks, der Eigentümer der »Neptunus«, stellte seine Füße neben ein zur Schnecke aufgedrehtes Tau, nahm den Kieker aus den Klampen an der Reling und suchte das Meer ab. Mit den

Fußspitzen stupste er testweise gegen das kunstvoll aufgeschossene Tauwerk; es behielt seine Form.

Freriks war gewissenhaft im Umgang mit seinem Schiff. Schäden wurden sofort behoben, Segel ordentlich aufgerollt und festgezurr. Die Fender, alle in gleicher Höhe am Schiffsrumpf baumelnd, um Stöße gegen die Kaianlage abzufedern, waren meisterhaft geflochten. Wenn es genügend Farbe gäbe, wäre die »Neptunus« nach Freriks' Geschmack prachtvoll bunt, so aber blieb dem Eigner nichts anderes übrig, als die abblätternde Farbe abzukratzen und die Ränder mit Schmirgelpapier glatt zu reiben. Schön sah es nicht aus.

»Einer muss Ausschau halten«, sagte Jan Pieter Freriks. Er war vor wenigen Tagen vierzig geworden. Schon als Achtjähriger hatte er unter seinem Vater die erste Grönlandfahrt gemacht und war über die Jahre mit vielen Menschen aus verschiedenen Nationen zusammengetroffen. Es fiel ihm leicht, andere Sprachen zu lernen. Er sprach Holländisch, seine Muttersprache als Borkumer, und Dänisch, weil er oft für Reedereien aus Hamburg gefahren war, deren Besatzung meist aus Dänen bestand. Außerdem Französisch, nicht weil in Ostfriesland vor einigen Monaten Französisch als Amtssprache eingeführt worden war, sondern weil er bei einer Fahrt durch die Ostsee mit einem Franzosen Freundschaft geschlossen hatte. Er konnte Englisch, weil er mit seinem Schiff viele Fahrten zur britischen Insel Helgoland gemacht hatte. Die Borkumer und die Helgoländer einten etliche Familienbande, deshalb bereitete es ihm keine Probleme, dort für Wochen unterzukommen. Und er sprach Deutsch, weil es auf den übrigen ostfriesischen Inseln und im Küstenbereich gesprochen wurde.

Derzeit lebte Freriks vom Fischfang. Außerdem besaß er die »Neptunus«, ein Frachtschiff, das aus den ruhmreichen Tagen stammte, als es den Insulanern dank des Walfangs noch gut gegangen war. Sein Vater hatte es ihm vererbt. Die »Neptunus« war fünfzig Fuß lang, hatte ein großes Mastsegel sowie zwei kleinere Segel und neben der Kajüte einen weiteren Raum unter Deck für die Frachtgüter. Die Besatzung bestand aus zwei, bei längeren Fahrten aus drei bis vier Mann. Heute hockten sechs Männer in der Sonne. Sollte einer der französischen Besatzer, die sich

überall auf der Insel herumtrieben, sie bemerken, würde ihm sicher auffallen, dass zu viele Personen an Bord waren.

»Sofern er genug Verstand im Kopf hat«, sagte Hinderk oft.

Freriks sah es nicht gern, wenn einer seiner Kameraden die Franzmänner unterschätzte. »Man soll sich nie auf die Dummheit anderer verlassen«, antwortete er dann.

»Los, Jungs, einer muss Ausschau halten«, wiederholte Hinderk nun den Befehl des Skippers, rührte selbst aber weder Arm noch Bein.

»Warum?«, fragte Torben.

»Um zu sehen, ob die Franzosen kommen.«

»Die können nicht kommen. Oder glaubst du, die haben mehr Wind als wir?«

»Mehr Wind *machen* tun sie auf jeden Fall.«

Die Mannschaft lachte. Einer von ihnen erbarmte sich, stand auf, lehnte sich an den Mast und hielt Ausschau, der Rest döste weiter in der Sonne.

Henri Lebon stand an Bord eines Schiffes, das ihn zur Insel hinüberbrachte. Lebon war Franzose und kam aus gutem und recht wohlhabendem Hause. Mit dem Erreichen des Alters, um zum Militärdienst eingezogen zu werden, war er wie alle anderen seines Jahrganges zum Amt gegangen. Dort hatte er am »tirage au sort«, zu Deutsch: der Schicksalsziehung, teilgenommen und sein Los gezogen.

Von neunhundertachtundsiebzig jungen Männern verpflichtete man diejenigen zum Militärdienst, die eine Losnummer unter einhundertneunundsiebzig gezogen hatten. Sie traf das Schicksal, für Napoleon Bonaparte kämpfen zu müssen.

Lebon zog die Elf.

Nun, es war durchaus üblich, die Lose umzutauschen. Wenn man jemanden fand, der gewillt dazu war. Auch konnte man sich freikaufen, indem man einen Ersatzmann stellte. Dieser brauchte nicht aus dem gleichen Jahrgang zu stammen, Hauptsache, er war unter dreißig Jahre und hatte die Körpergröße von mindestens einem Meter fünfundsechzig.

Henri Lebons Vater, der um das Leben seines einzigen Sohnes

bangte, hatte sich gegen die Überzeugung seines Sohnes, der gewillt gewesen war, die Aufgabe anzunehmen, durchgesetzt und das Los verkauft. Für zweitausendfünfhundert Reichsthaler fand sich ein Mann aus der näheren Umgebung ihres Heimatortes, der Lebons Dienst antrat.

Doch Henri Lebon hatte danach nur noch schlecht schlafen können. Er träumte davon, wie sein Stellvertreter an der Front mit dem Gesicht voran tot in den Dreck fiel, und erwachte aus diesen Alpträumen mit einem miserablen Gewissen und einer Angst, die er nicht zu definieren wusste. Das war zwei Jahre so gegangen und hatte erst aufgehört, als er sich gegen den ausdrücklichen Willen seines Vaters freiwillig zum Militärdienst gemeldet hatte.

Da sein Vater zum Divisionsgeneral in Napoleons Armee und kurz zuvor zum Marschall befördert worden war, hatte er seine Beziehungen spielen lassen, um seinen Sohn, wenn er schon dienen wollte, wenigstens an ein ruhiges und ungefährliches Plätzchen zu setzen.

So war Henri Lebon an den Posten auf Borkum gekommen. Hier würde er als *Lieutenant* – immerhin nur ein Rang unter einem Kompaniechef – dreißig Mann unter seinem Befehl haben, er war der Befehlshaber der gesamten Garnison.

Lebon selbst wusste von der Einmischung seines Vaters nichts. Vermutlich wäre der Stolz auf ihn mit einem Schlag verpufft.

Nur wenige Männer wurden von Napoleon Bonaparte zum Marschall erhoben. Dennoch vermied Lebon es, diese verwandtschaftliche Beziehung seinen Kameraden gegenüber zu erwähnen. Angeberei lag ihm nicht, und er wollte auf keinen Fall bevorzugt behandelt werden. Das verursachte nur schlechte Träume.

Lebon redete sich gern ein, er habe die Anstellung bekommen, weil er sich in der Grundausbildung hervorgetan hatte und zudem auch noch ausgezeichnet Holländisch, Englisch und Deutsch sprach. Zwar waren die Ostfriesen seit der Annektierung verpflichtet, Französisch zu lernen, und es diente neben dem Deutschen und Holländischen als Amtssprache, doch man konnte nicht von jedem im Volk verlangen, innerhalb weniger Monate eine neue Sprache zu lernen. Mochte sie auch noch so schön klingen.

Er hatte von der Versetzung zur Insel erst vor wenigen Tagen erfahren, aber dennoch die Zeit gefunden, sich darauf vorzubereiten. Er wusste gern, was ihn erwartete. Und das war, so glaubte er, in diesem Fall nicht besonders erfreulich. Vonseiten der Insulaner würden ihm keine Sympathien entgegenschlagen. Zu sehr hatten die Besatzer ihnen zugesetzt, als dass Lebon so etwas wie Entgegenkommen oder gar Freundschaft erwarten durfte. Sein einziger Mittelsmann unter den Einheimischen war der Vogt.

Da half es auch nichts, dass Napoleon Bonaparte seinem Bruder Louis, neuer König von Holland, Borkum überlassen und dieser den hilfsbedürftigen Insulanern, die große Not litten, tausendfünfhundert Gulden geschenkt hatte. Das war nun schon fast sechs Jahre her und eine lächerliche Summe, wenn man sie durch die Einwohnerzahl teilte. Mit tausendfünfhundert Gulden kam selbst ein Einzelner nicht weit, wenn man bedenkt, dass man zweitausend Gulden aufbringen musste, um einen Hof und einige Hektar Land zu erstehen.

Die Franzosen hätten den Insulanern nicht ihre Schiffe wegnehmen sollen. Man legte sie an die Kette, wenn sie beim Schmuggeln erwischt wurden, und entzog der Bevölkerung so die Lebensgrundlage. Eine einfache Gefängnisstrafe hätte für dieses Vergehen nach Lebons Meinung ausgereicht. Da wären die Angehörigen wenigstens nicht gleich mitbestraft gewesen.

Er erwartete also keinen Empfang mit offenen Armen.

In der Ferne konnte er die Insel in der brütenden Sonne liegen sehen. Er wischte sich mit der Hand den Schweiß von der Stirn und überlegte, ob es angebracht war, beim Verlassen des Schiffes seine Uniformjacke anzuziehen. Er würde es kurzfristig entscheiden.

Ihm kam es so vor, als führe der Kahn immer langsamer, und er erkundigte sich beim Kapitän.

»Der Wind wird weniger.«

»Heißt das, wir bleiben gleich mitten auf dem Meer stehen?«

»Richtig. Aber keine Sorge, es dauert noch ein wenig bis zur totalen Flaute. Wir werden die Insel heute noch erreichen.«

Einige Zeit später, Lebon konnte schon den Leuchtturm erkennen, fuhren sie in einer Art Zickzackweg durch das Wasser. Sie kamen an blattlosen Bäumen vorbei, die der Schiffsführer immer

auf der linken Schiffseite ließ, vom Kapitän »Backbord« genannt. Henri Lebon fand es dumm, im Salzwasser Bäume anzupflanzen, und sagte das auch.

»Wir nennen sie Pricken«, erklärte der Kapitän und versuchte gar nicht erst, sich sein Grinsen zu verkneifen. »Sie stehen dicht am Rand der Priele, das sind natürliche Wasservertiefungen im Wattenmeer, über denen wir entlangfahren. Man pflanzt die Pricken bei Niedrigwasser in den Sand, um uns den sicheren Weg zu weisen. Sonst wären wir schon lange im Sand stecken geblieben. Sobald Ebbe ist, könnt Ihr es mit eigenen Augen sehen.«

Er zeigte auf eine nur wenige Meter vom Schiff entfernte blattlose Birke, an der sie gerade vorbeifuhren. »Es gibt Leute, die bei Ebbe hier spazieren gehen.«

Das Wattenmeer war ein Gebiet, auf dem täglich das Meer ein- und ausströmte, so viel war Lebon bekannt. Wenn die Ebbe das Wasser mit sich nahm, ließ sie phantasievolle Muster im Sand und Schlick zurück. Gerade Striche ebenso wie Schlangenlinien oder Kringel. Es gab Stellen, die ganz trocken fielen, und große Teile, in denen das Wasser nur wenige Zentimeter tief war, riesige und kleine Priele, Wasserläufe, Miesmuschelfelder und Austernbänke.

Über Wattenmeere und die Gezeiten wusste Lebon also Bescheid, hatte beides aber noch nie mit eigenen Augen gesehen. Als er ein kleiner Junge gewesen war, hatten seine Eltern ihm versprochen, einmal die französische Insel Mont Sant Michel zu besuchen. Die war nur bei Niedrigwasser zu erreichen. Doch dazu war es nie gekommen. Vielleicht gelangte er ja dorthin, wenn wieder Frieden herrschte. Doch das konnte noch lange dauern.

Lebon schalt sich selbst in Gedanken einen Träumer. Da hatte er sich gerade erst freiwillig zum Militärdienst gemeldet, und schon dachte er an Frieden.

Er fixierte wieder die Insel, die im Wasser schräg neben ihm lag, und glaubte schon, der Kapitän führe daran vorbei, doch dann bog der Prickenweg ab, und sie hielten geradewegs darauf zu.

Der Übergang vom Meerwasser zum Land war fließend. Zu beiden Seiten der Fahrrinne lagen Salzwiesen, durch die sich das Schiff hindurchschlängelte. Dahinter erhoben sich Dünen. Lebon richtete den Blick über den Bug des Schiffes hinweg nach vorn

und entdeckte am Ende der Wasserstraße ein großes hölzernes Gebäude. Die Franzosenschanze. Dass es die Schanze sein musste, erkannte er an dem Signalturm, der herausragte, und an dem hohen Palisadenzaun. Er erkannte eine Geschützluke und meinte, darin sogar das Rohr einer Kanone zu sehen, die direkt auf diesen natürlichen Wasserweg gerichtet war. Eine ausgezeichnete Lage. So konnten feindliche Eindringlinge sofort beschossen werden.

Das Schiff legte an, und Henri Lebon sah, dass er von acht Infanteriesoldaten erwartet wurde. Sie trugen blaue hohe Hüte und weiße Uniformen mit roten Stehkragen und roten Ärmelaufschlägen. Die schwarzen Stiefel glänzten in der Sonne, und die Abzüge auf den Gewehrschäften warfen die Lichtstrahlen zurück. Lebon zog seine Jacke über das verschwitzte Hemd, setzte den Zweispitz auf, klemmte sich die Depeschentasche unter den Arm, griff nach seinem Gepäck und stieg von Bord, ohne dabei eine umständliche Figur abzugeben. Er wartete, bis zwei Matrosen seine Kiste an Land gehievt hatten. Sie enthielt all seine Sachen. Vom Mantel über Westen, Kniebundhosen und Hemden bis hin zu Strümpfen und Gamaschen, den dazu passenden Bändern, Schuhen und Schnallen. Außerdem lagen dort sein Soldbuch, Patronentasche, Säbel, Besteck, Teller und Trinkflaschen. Sämtliche Dinge, die ein Soldat brauchte. Ganz oben auf allen anderen Utensilien lag sein Tschako aus feinstem schwarzem Filz mit glänzendem ledernem Augenschirm und ebensolchem Deckel. Daneben, damit sie nicht umknickte, steckte in einem aus Wachstuch gefertigten Etui eine rote Hutfeder. Man konnte nie wissen, wann es angebracht war, sich zu schmücken.

Der ranghöchste der acht Soldaten, ein Unteroffizier, begrüßte ihn zackig, ehe er zwei Mann abkommandierte, die sich Lebons Gepäck annahmen. Kurz wechselten die beiden einen Blick, als wollte der eine den anderen fragen, ob er dem neuen Kompaniechef die Ledertasche einfach unter dem Arm wegnehmen sollte. Der Unteroffizier bemerkte das und bewegte den Kopf wenige Millimeter hin und her. Lebons Tasche blieb unberührt.

Das sind sie, deine Soldaten, dachte Lebon. Schneidig. Sie würden ihn zur Schanze eskortieren, die ganz in der Nähe des Hafens lag.

Bevor Lebon einen Schritt tat, sah er sich um. Das natürliche Hafenbecken war mit Holzstegen eingefasst, an denen Schiffe festmachen konnten. Man hatte kräftige Poller in den Grund gerammt, an denen die Stege befestigt schienen. Dahinter befanden sich einige Gebäude, vermutlich Lagerhallen. Ansonsten war nur die Schanze in der Nähe. Ein von Pferdefuhrwerken ausgefahrener Sandweg führte daran vorbei in das Dorf. In der Ferne erkannte Lebon einige Häuser. Auf halbem Weg stand ein weißes Häuschen, das er nicht näher identifizieren konnte. Ein Blickfang, der alles überragte, war der mächtige viereckige, aus hart gebrannten Steinen gemauerte Turm, den er schon von See aus gesehen hatte. Lebon schätzte die Höhe auf dreißig Meter. Ein gewaltiges Bauwerk.

Die Trikolore flatterte über der Schanze und verkündete der Welt, dass sich Borkum in den Händen von Bonaparte befand. Die Palisaden waren recht derbe. Um sie zu zerstören oder zu überwinden, musste ein Feind erst einmal einen Wassergraben überqueren. Eine Patrouille schritt die aufgeschütteten Wälle um den Wassergraben ab.

Sie passierten die Wachen. Die massiven Tore des Forts konnten von innen mit Balken verschlossen werden. Ein paar Männer exerzierten im Hof, als sie ihn überquerten. Ihre Uniformen sahen zusammengewürfelt aus. Lebon glaubte, Grenadiere mit roten und gelben Pompons am Tschako zu sehen und daneben Voltigeure. Voltigeure? Konnte das sein? Die gehörten zu Bonapartes Elitetruppe. Vermutlich waren sie alle Infanteristen.

Die Soldaten wirkten, als seien sie wohlgenährt.

In der Mitte des Hofes empfing ihn ein Feldwebel, auch *Sergent-Major* genannt, indem er salutierte und seinen Namen und Dienstgrad brüllte, als vermutete er, Lebon sei schwerhörig.

An Sergent Pierre Petit fielen einem sofort die tief liegenden Augen auf. Trotz seines Namens war er einen halben Kopf größer als Lebon. Der schätzte ihn auf etwa vierzig Jahre. Petit hatte während der Abwesenheit des alten Befehlshabers das Sagen gehabt, was sich nun änderte. Er wurde durch den wesentlich jüngeren Lebon abgelöst.

Jeder hat es schon einmal erlebt, das Gefühl der sofortigen

Abneigung. In dem Augenblick, als die beiden sich einander vorstellten, waren sie sich unsympathisch.

Lebon dachte erleichtert, wie gut es doch war, dass er sich entschieden hatte, trotz der Hitze die Uniformjacke anzuziehen. Vor seinem Stellvertreter, der förmlicher nicht hätte gekleidet sein können, hätte er ungern sein Gesicht verloren.

Schneidig, als marschierten sie in einer Parade durch Paris, führte Pierre Petit seinen Vorgesetzten quer über den Innenhof und danach in die Amtsstube.

Schon um endlich die Jacke ausziehen zu können, wollte Lebon Petit schnell loswerden, doch der Sergent machte keine Anstalten zu gehen. Lebon verkniff sich ein Seufzen. Etwas Besseres als »Was können Sie mir über diesen Ort sagen?« fiel ihm nicht ein zu fragen.

Ein Schleier der Verachtung zog über Pierre Petits Gesicht, und Lebon wäre in diesem Augenblick kaum verwundert gewesen, wenn der Mann ausgespuckt hätte. Petit konnte anscheinend weder den Ort noch die Menschen leiden. Der Sergent trat an eine Kommode, die unter dem Fenster stand, zog eine Schublade auf, wühlte ein wenig darin herum, bis er das fand, was er suchte. Mit der Sonne im Rücken blickte er auf die Papiere und erklärte: »Einheimische: vierhundertsevenundfünfzig, davon zweiundsechzig Witwen durch Verlust auf See. Sechsfünfzig Kinder, hundertneunundzwanzig Kühe, zwei Bullen, dreißig Enter, fünf Pferde.«

Er reichte Lebon einige Blätter hinüber. Es handelte sich um die Einwohnerliste, sortiert nach Haushalten. Name, Geburtsort und Beruf des Haushaltsvorstandes standen darauf, ebenso die Zahl der Kinder, Knechte, Mägde und Tiere, absteigend nach der Anzahl des Tierbestandes. Zuerst die Reichen, hinten die Armen. Die häufigsten Berufsbezeichnungen waren Erbpächter, Rentenier, Fischer, Schiffer und Landgebräucher. Einige Zeilen waren durchgestrichen, unter anderem auch die eines Chirurgus. Vermutlich Leute, die verstorben oder weggezogen waren.

Als habe Petit Lebons Frage erraten, sagte er: »Verstorben oder fortgezogen.«

»Aha. Und das da?« Er zeigte auf die Papiere, die Petit noch in der Hand hielt.

»Die Besitzverhältnisse nach dem Borkumer Hypothekenbuch. Werte in holländischen Gulden, vom Land und vom Haus.«

Lebon überflog die Liste. »Die ist von 1782«, stellte er fest.

»Der Vogt wird die neueste haben. Und das hier«, Petit tat, als überreichte er Lebon feierlich eine Urkunde, »ist die Liste aller Schiffe. Namen des Eigners und des Schiffes. Acht Schaluppen, sieben Tjalken.«

»So viele? Im Hafen habe ich nur drei Boote gesehen.«

»Alle mit einem Haken hinter dem Schiffsnamen wurden von uns konfisziert. Die Eigner sind allesamt Schmuggler, Blockadebrecher. Wir nehmen ihnen die Boote weg, dann kann so etwas nicht wieder vorkommen.«

Und die Lebensgrundlage, dachte Lebon und deutete mit dem Zeigefinger auf das letzte in Petits Hand verbliebene Stück Papier.

»Männer, die noch gepresst werden könnten.« Er grinste auf widerliche Weise. Als Lebon keine Reaktion zeigte, fügte er geschäftsmäßig hinzu: »Viele Steuern können Sie von den Leuten kaum erwarten, aber ein bisschen was kommt zusammen.«

»Für die Einhaltung der neuen Besteuerungsregeln ist der Vogt zuständig.«

»Richtig. Und wir schauen ihm dabei genau auf die Finger. Napoleon ist auf jeden einzelnen Stüber angewiesen. Die Strandausbeute ist glücklicherweise recht hoch.«

»Strandausbeute?«

»Gestrandete Schiffe, über Bord gegangene Waren, die von den Schmugglern ins Meer geworfen werden, wenn sie einer Brigg begegnen, die die Einhaltung der Kontinentalsperren kontrolliert, und ihr nicht mehr entkommen können. Hinzu kommen im Winter die Decksladungen, die legal transportiert wurden, aber durch Stürme über Bord gingen. Rund um die Insel finden sich viele Wracks. Da sammelt sich einiges an.«

»So, so.«

»Die Riffe sind tückisch.«

Von Felsen aufgerissene Schiffsrümpfe kamen Lebon spontan in den Sinn, doch er wusste es besser. Die Riffe der Ostfriesischen Inseln bestanden ausschließlich aus Sand.

»Sandbänke«, sagte Pierre Petit. »Die Schiffe laufen auf und

werden in den Grundseen zerschlagen. Das heißt, eine Welle hebt ein bereits festsetzendes Schiff hoch, und sobald das Wasser drunter durchgelaufen ist, knallt das Schiff erneut auf den Grund. Auf diese Weise kann es manchmal tagelang dauern, bis so ein Holzschiff in all seine Einzelteile zerlegt wurde. Welle um Welle ...«

Lebon räusperte sich. Er konnte dem Mann ansehen, dass er sich an dem Unglück anderer ergötzte. Warum traute er Petit so etwas zu? Er kannte ihn noch keine Stunde. »Wovon leben die Menschen?«, fragte er.

»Fischfang, etwas Landwirtschaft, Schillernte. Die zerstampften Muscheln werden als Baukalk verwendet.«

Lebon hatte vorerst genug gehört. Um seinem Sergent zu signalisieren, er möge nun endlich gehen, legte er die Blätter auf einen Stapel, hantierte umständlich an seiner Depeschentasche herum, blickte hoch und starrte Petit in die Augen. Sein Stellvertreter tat ihm nicht den Gefallen, wegzusehen. Lebon verlor das Duell, öffnete die Tasche und legte alle darin befindlichen Unterlagen säuberlich aufeinandergestapelt neben die anderen Papiere.

Was soll's, bringen wir es eben gleich hinter uns, dachte er, mein durchgeschwitztes Hemd kann ich später wechseln. Mit einer Handbewegung forderte er den Sergent auf, sich zu setzen. »Was haben Sie für den Fünfzehnten dieses Monats geplant?«

Mit heimlicher Freude registrierte er das irritierte Gesicht, das Petit machte, obgleich der Mann sich schnell wieder im Griff hatte. Lebon war klar, er hatte keine Ahnung, welcher besondere Tag der Fünfzehnte August war.

»Ähäm.« Petit zog die Buchstaben in die Länge, um etwas Zeit zu gewinnen, während er vermutlich fieberhaft überlegte, worauf der neue Kompaniechef hinauswollte.

Lebon sortierte betont langsam die Befehle, die er mitgebracht hatte, zupfte einen heraus und legte ihn oben auf den Stapel. »Der Befehl sollte Ihnen schon lange vorliegen«, sagte er dann und erkannte, wie seinem Gegenüber der Schweiß ausbrach.

»Ach. Sie meinen *diesen* Fünfzehnten.« Petit starrte ihn an. Etwas Kaltes und Drohendes ging von ihm aus.

Lebon starrte zurück. »Selbstverständlich diesen Fünfzehnten, das sagte ich doch. Denken Sie etwa den im September?«

Petit gab diesmal als Erster nach und senkte den Blick. Er räusperte sich, schaute wieder auf, reckte den Hals und straffte seinen Körper, als wollte er anzeigen, jetzt wüsste er, worum es ging.

Lebon wäre auf diese Geste hereingefallen, wäre er nicht in einem Haus aufgewachsen, in dem kein männlicher Verwandter jemals zugab, etwas nicht zu wissen oder gar vergessen zu haben.

»Der Fünfzehnte ...«, sagte Petit, und sein Kopf wurde so rot wie sein Uniformkragen. Er sprang auf und nahm Haltung an. Etwas lauter als erforderlich sagte er: »Selbstverständlich ist genau das geplant, was diesem Datum zukommt, *mon Commandant*.«

Lebons korrekte Dienstgradbezeichnung war die eines Leutnants. Dennoch ließ er den Titel Kommandant durchgehen. Zum einen, weil man ihn vor seiner Versetzung darauf hingewiesen hatte, dass die Einheimischen den Befehlshaber der Franzosenschanze so nannten. Zum anderen, weil der wesentlich höhere Dienstgrad ihm für einen Moment schmeichelte – bis er das böse Funkeln in den Augen seines Gegenübers entdeckte.

»Selbstverständlich, Sergent«, antwortete er betont ruhig. »Und was wäre das?«

»Den entsprechenden Befehl muss Ihr Vorgänger in eine der Schubladen gelegt haben.«

»Es liegt also bereits eine schriftliche Depesche über den Tagesablauf vor? Das ist gut.« Lebon sah die Schweißtropfen, die an Petits linker Schläfe hinunterliefen und in seinem Stehkragen verschwanden, und wusste, er wurde angelogen. Er hob eine Hand, um eine weitere Ausrede zu unterbinden. »Ehe Sie mir erklären, was Sie bereits vorbereitet haben, möchte ich darauf hinweisen, dass das hier«, er tippte auf das Dokument, das vor ihm lag, »vermutlich die gleichen Anweisungen erhält wie die Depesche, die Ihnen vor meiner Ankunft zuzuging.« Er starrte Petit an, so lange, bis dieser seinen Blick erneut senkte. »Da unser *Arrondissement Département l'Ems oriental* alles detailliert aufgeführt hat, möchte ich die Liste mit Ihnen abgleichen.«

»Jetzt?«

»Nun, der Fünfzehnte ist morgen.«

»Verstehe.«